Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Visual Library

Weltbegebenheiten.

Vom 15. Juni 1903 bis 15. Juni 1904.

Im Augenblick, da der Hinkende die Weltbegebenheiten beginnt, starrt alle Welt, vom Minister bis herab zum Schulbuben, mit äußerster Spannung nach Ostasien, wo die Russen sich jetzt ebenso blamieren wie weiland die Engländer in Kapland. Wie wird nun dieser schwere Krieg ausgehen? Wer wird noch hineingezogen werden? Haben wir Deutschen Nutzen oder Schaden davon? Der Hinkende ist klug und wartet noch ein wenig, wie der Leser auch; sieht, was kommt, und berichtet nicht, was er nicht weiß. Denn er ist kein Zeitungsschreiber. Aber ganz geheuer kommt's ihm nicht vor in der Welt. Denn zu allem Überfluß wurde in Grünwettersbach bei Karlsruhe ein Kalb mit drei Köpfen geboren. Was dies Zeichen und Wunder Schlimmes bedeutet, das wird die Welt später mit Schaudern erfahren.

Baden.

Wenn alle Welt auf Eroberungen auszieht, so darf auch Baden nicht daheim bleiben. Denn es marschiert an der Spitze der Civilisation. Also hat unser badisches Reich einen grausamen Eroberungszug getan. Die Siegesbeute war kein Königreich, aber doch zwei Drittel des Dorfes Kürnbach bei Bretten, von dem einst der badische Nationaldichter Samuel Fr. Sauter gesungen hat:

Kürnbach, dieser Marktfleck zweier Staaten,
Abgeteilt an Hessen und an Baden,
Wurde neulich schrecklich heimgesucht.
Nebst drei Häusern fraß ein wütend Feuer
Noch sechs Bürgern jedem eine Scheuer,
Voll von Heu und siebzehn Bürger Frucht.

Nämlich der bisher hessische Teil von Kürnbach wurde gegen 295 ha Domänenwald und 175000 Mark an Baden abgetreten, ähnlich wie einst Helgoland gegen Sansibar an Deutschland. Nur ist der Unterschied, daß Kürnbach feststeht wie die Wacht am Rhein, während Helgoland wackelt und eines Tages verschwunden sein wird, so daß der Engländer Stanley sagte, wir Deutschen hätten uns elend übers Ohr hauen lassen, wir hätten 12 neue Anzüge gegen einen alten Hosenknopf eingetauscht. So ist's bei Kürnbach nun nicht. Es ist ein wackerer Ort, und die Hessen müssen halt jetzt badisch sprechen lernen. Giebt's überhaupt etwas Schöneres und Erhabeneres, als badisch zu sein? Nur allein schon das: welche herrlichen Schulden haben wir; welche prächtigen, herzerhebenden Steuern werden wir bekommen! Es ist eine Lust zu leben.

Ich bin fromm und geduldig,
Bleib' immer mehreres schuldig,
Verleiht mir Gott das Leben,
Gedenk' ich, keinem was zu geben.

Ganz so schlimm ist's zwar nicht. Aber Baden, das Musterstäätle, hat soviel Schulden gemacht und Defizit errungen, daß der Hinkende die Zahl gar nicht nennen mag. Der Leser würde sonst meinen,

Was dies Zeichen und Wunder Schlimmes bedeutet, das wird die Welt später mit Schaudern erfahren.

es sei wieder aufgeschnitten. Wo werden sie dich da wieder hinplätzen, armes Lahrer Bahnhöfle! Hoffentlich nicht noch weiter von der Hauptlinie ab, etwa nach Kuhbach. Also, nachdem man mit den Geldern allzu üppig um sich geworfen hat, wird man nun wieder einmal daran denken, das Geld der Steuerzahler habe auch einen gewissen Wert. Daß es den in den Augen der Regierung wie des Land-

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

tags nicht mehr hatte, sieht man deutlich an den öffentlichen Bauten. Bei diesen Bauereien wurde das Geld zum Fenster hinausgeworfen, ehe noch Fenster da waren. Vergleiche exempelweise nur die Freiburger Universitätsbibliothek. Leichtsinnige Köchinnen wüten im Schmalzkrug ihrer Herrschaft. Es geht ja nicht von ihrem Fett. Man meint, die Architekten brauchten von niemand ein krummes Wörtlein zu befürchten, wenn sie auch das Doppelte brauchen, das sie brauchen sollen. Wozu überhaupt diese unsinnigen Luxusgebäude? Einfach sollen sie sein, ernst, würdig, solid, vor allem praktisch. Wozu Dienstwohnungen für Beamte (sogar auf dem Lande, mitten unter armseligen Hütten), welche 60000—80000 Mark kosten? Welcher Millionär wirft so das Geld hinaus? Und

Was denkt das arme Bäuerlein, wenn es furchtsam durch diese monumentalen Vorplätze schleicht?

wir machen Schulden? Wer will solche luxuriöse Paläste möblieren, wo jede Abtrittür ein ausgesucht teures Kunstwerk ist? Wer kann überhaupt noch Beamter werden und in ein solches Palais einziehen, wenn er nicht reich ist? Wie muß einem Beamten der Kopf schwellen, wenn ihm das Volk ein solches Schloß baut? Was denkt das arme Bäuerlein, wenn es furchtsam durch diese monumentalen Vorplätze, durch diese üppigen Korridore schleicht, die doch auch mit seinem armen Gelde gebaut sind? Wie ist's in Sachsen gegangen, als die Luxusbauerei alles überwucherte? So, das wäre also dem Hinkenden vom Herzen herunter. Jetzt ist's ihm wieder leichter. Übrigens soll man früher in Baden einen Landtag gehabt haben, der soll sich diese Dinge näher angesehen haben. Jetzt finden die Volksvertreter den Mut und Verstand nicht mehr, oder erst wenn's zu spät ist.

So hat unser sonst so trefflicher Finanzminister Buchenberger eigentlich keine erfreulichen Aussichten hinterlassen, als er starb. Aber dennoch sei ihm der Lorbeerkranz gereicht. Er ist ja nicht schuld daran. Buchenberger war ein hochbedeutender Mann, Gelehrter und Beamter und wahrer Volksfreund in einer Person, das ist nicht immer beieinander. Hat er nicht der fürstenbergischen Kammer auf die Finger geklopft, als sie den Bauern ihre alten Waldrechte etwas zu billig abfuggern wollte? Ehre und Dank sei dem trefflichen Manne! Sein Nachfolger ist Geheimrat Becker, ein Pforzheimer. Dort können sie aus Blech Gold machen. Möge ihr Mitbürger nun aus Schulden Kapitalien zaubern!

Dr. Adolf Buchenberger, bad. Finanzminister, † 20. Februar 1904.

Unser badischer Landtag, hälftig neu gewählt, sieht so ziemlich aus wie vorher und unterhält sich im Kämmerlein ganz vortrefflich. Viel Geschrei und wenig Wolle, bei den Wahlen nämlich. Nur ist eine Partei völlig verschwunden, die früher eine große Bedeutung hatte, nämlich: der letzte konservative Bezirk, Karlsruhe-Land, die fromme Haard, wählte einen Sozialdemokraten, weil der Bund der Landwirte aus Zorn sozzische Stimmen abgab. Daß die Sozzen eingestandenermaßen darauf ausgehen, absichtlich die Landwirtschaft zu ruinieren, das wissen die klugen Leute in der Haard noch nicht. Solche Dummheit gehört einfach polizeilich verboten.

Unser ehrwürdiger Großherzog kam leider erkrankt von Kaisers Geburtstag aus Berlin heim. Schon fürchtete man Böses, bei seinem hohen Alter —; aber er ist gottlob wieder genesen. Dagegen hat er teure Verwandte durch den Tod verloren: seinen Schwager, den Fürsten von Leiningen, die Fürstin Leopoldine von Hohenlohe, Statthalterin in Straßburg, und die Fürstin zur Lippe, zwei badische Prinzessinnen.

Fürsten sind Menschen vom Staube geboren
Und müssen wieder zurück zum Staub.

Aber wir freuen uns über jedes Jährlein, das Gott noch unserm Großherzog schenkt. Es kommt eben doch ungeheuer viel auf die Person des Fürsten an. Das hat auch

das Deutsche Reich

kurz vor Neujahr erlebt, als Kaiser Wilhelm erkrankt war und am Kehlkopf operiert werden mußte. Ein schreckliches Erinnern an das Leiden Kaiser Friedrichs des Edlen lief durch die Herzen. Gott-

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

lob, es war nicht so. Auch der Kaiser ist wieder gesund geworden. Mag man an ihm auch manches kritisieren (und er tut's an andern ja auch), so sagten wir uns doch allesamt: Wenn der Kaiser jetzt schwer und längere Zeit krank würde, so wäre das für Deutschland, vielleicht für den Weltfrieden eine ungeheure Gefahr, eine klaffende Lücke. Möge sie uns lange fernbleiben! Das Deutsche Reich kann sich vom kleinen Baden nicht beschämen lassen, natürlich. Es hat also 1903 gleichfalls hübsche Schulden erworben: 20 Millionen. Das glaubt der Leser schon eher, denn da ist's nichts Neues. Aber so weitergewurstelt darf denn doch nicht werden in Ewigkeit. Es muß eine Finanzreform gefunden werden, d. h. auf deutsch: Steuern. Wir müssen berappen, und wir können's ja auch. Wir können noch viel mehr, als die Regierung wohl verlangen wird. Wir könnten vor allem eine würdige Schlachtflotte bauen. Unser Handel hat allein im Hamburger Hafen einen Verkehr fast so groß wie London, die alte Weltkrämerbude. Und wir haben nur eine Kriegsflotte, welche von England vernichtet und abgefangen werden könnte wie ein Hase vom Fuchs. Ist das nicht eine Schmach? Geld genug, über 3 Milliarden jährlich für den Suff, ungezählte Millionen für Fastnachtsnarrheiten, für Luxusartikel, für Ansichtspostkarten u. dgl. Weshalb nicht auch für ernste Dinge? Aber die am blauen Montag ihren halben Wochenlohn versaufen und kaum Steuern bezahlen, die schreien am ärgsten: das Volk muß sich verbluten.

Samuel Maharero, Hauptführer der Herero, mit seiner Umgebung.

Mit unsern lieben Kolonien sieht's gegenwärtig auch recht flau aus. Was da Gutes zu holen sein wird, ist immer noch nicht ersichtlich. Wohl aber, was hingetragen werden muß. Nämlich nicht nur Geld und Gut, sondern auch Leben und Blut. Da haben sich, während es schon in Kamerun revoluzzelte, in Deutsch-Südwestafrika, im Leutweinland, zuerst die Bondelzwaarts erhoben. Als der Gouverneur, unser trefflicher Landsmann Oberst Leutwein (er kommt hie und da nach Gundelfingen), rasch gegen sie zieht und also von seiner Residenz abwesend ist, empören sich in seinem Rücken, als ob die Sache abgekartet wäre, die Herero. Die sind aber viel gefährlicher als alle andern. Natürlich hat man, vertrauensselig wie der Deutsche ist, ihnen beste Gewehre in die Hand gegeben, sie aber nicht vor der Habgier der Händler geschützt. Leutwein warnte vergeblich. Jetzt ist das Unglück da. Die Herero belagerten sogar die Residenz Windhuk und ermordeten die einzelnen deutschen Ansiedler draußen, die Männer verstümmelnd und lebendig schlachtend, die Frauen und Mädchen zu Tode schändend. Alles das fanden die Sozialdemokraten im Reichstag selbstverständlich ganz natürlich und nur als entsprechende Strafe für die Untaten der Weißen. Sie versagten unsern bedrängten Landsleuten jede Hilfe. Uns aber sträubt sich das Haar, wenn wir diese viehischen Greuel lesen, und man kommt auf den Gedanken, daß von solchen Bestien für alle Zukunft ebensowenig Gutes zu erwarten ist, wie von den Indianern, und daß, wenn wir dort leben bleiben wollen, wir sie wie Indianer behandeln müssen. Umgekehrt behaupten die Missionare, die doch schon jahrelang unter ihnen leben, diese Schrecknisse wären nicht vorgekommen, hätte man nicht gewisse patzige junge Beamte und habsüchtige Krämer frei schalten lassen, sondern sich ein wenig bescheidener an den gereiften Rat der Missionare gewendet, welche Land und Leute und Sprache seit Jahrzehnten genau kennen und in hohem Ansehen stehen; aber freilich, so ein „Schneidiger" mit aufgedrehtem Schnurrbart muß ja alles besser wissen, bis ihm die Mauer auf den Kopf fällt. — Erst im April, nachdem aber mehrere Expeditionen verunglückten, hat der tapfere Leutwein dem Feinde in einer blutigen Schlacht heimleuchten können. Das heißt, den Heimweg fanden sie ohne Licht. Aber ob wir sie in ihren Schlupfwinkeln finden und bestrafen werden, ist eine andere Frage. Die Sache steht nicht glänzend, denn es ist schon der dritte Oberbefehlshaber hingeschickt worden, nämlich General von Trotha.

General von Trotha, Befehlshaber der deutschen Streitkräfte in Südwestafrika.

Der Reichstag enthält jetzt einen schrecklichen Haufen Sozialdemokraten, die am liebsten alles verrumenieren möchten, wenn sie könnten. Nichts als schimpfen, schimpfen über alles, was lebt und webt und nicht sozzisch ist, besonders gegen alles, was Deutschlands Ehre angeht. So waren sie seiner Zeit chinesisch, venezuelanisch, jetzt sind sie gar hereroisch geworden.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Immer aber gegen das eigene Vaterland. Und doch hätten diese Weltreformatoren so genug, so übergenug mit sich selbst zu tun! Das sah man am Dresdener Parteitag im September 1903. Anstatt ernsthaft über das Wohl der Arbeiter zu verhandeln, haben die „Führer" sich gegenseitig beschimpft, besudelt, daß alle Welt Maul und Nase aufsperrte oder eigentlich sich zuhielt. Denn es stank gewaltig. Wenn man sich auch wohl denken konnte, daß bei diesen Leuten nicht alles sauber ist unterm Brusttuch, das wußten wir doch nicht, daß sie solche Kerle sind, wie sie sich gegenseitig abmalten. Und sie müssen sich doch am besten kennen. Aber heute schlagen und morgen vertragen, wie gewisse Leute tun. Und die Dummheit, die kein eigenes Urteil hat, an Gottes Urteil nicht mehr glaubt und sich deshalb eigene Götzen macht,

Während in der Front die Sozzen ihr zu schaffen machen, kommen auch noch die Schwarzen mit ihrem Stecken.

betet diese Parteigötter andächtig weiter an, obwohl denselben der Schmutz noch an den Nasen hängt, womit sie sich gegenseitig beworfen haben. Zum Glück ist das Volk selbst häufig besser als die Regierer und Führer. Aber drei Millionen sozialistischer Wähler! Wo soll das noch hinaus? Was helfen da auch die besten Staatsmänner? Sie müssen sich verzehren in beständiger Abwehr der öden, schon hundertmal losgelassenen Schimpfereien Bebels. Wie oft hat dieser Mann sachlich an irgend einer Arbeiterfrage mitgearbeitet? Nein, er treibt Skandal zum Fenster hinaus, damit es draußen heißt: der Bebel, das ist ein Kerl, das ist ein Mann, der geht los, der macht 's Maul auf! Natürlich, er hat ja nichts dabei zu riskieren, sondern je mehr er drinnen schimpft, je mehr er draußen gepriesen wird. Das sind deine Götter, Israel! Sie werden dich noch in die Wüste führen!

Nun, was menschenmöglich ist, wird getan. Graf Bülow stellt wahrlich seinen Mann, ebenso aber auch der neue Kriegsminister von Einem. Man meint oft, man hört den gefürchteten Bronsart von Schellendorf wieder. Mit denen ist nicht gut anbinden. Das haben die roten Herren manchmal gemerkt. Aber es kommt den Sozzen auch nicht darauf an, einmal gründlich verhauen zu werden. Nach ihren Zeitungen sind sie doch Sieger gewesen. „Bald lag er oben, bald ich unten." Das merken die Leser nicht.

Je mehr die Sozialdemokratie an Zahl und Übermut wächst, desto mehr flüchtet sich die Reichsregierung in die liebevoll geöffneten Arme der Jesuiten, mit und ohne Kutten, dieser wahren Kultur- und Friedensretter, die ja noch nie ein Wässerlein getrübt, nie einen Dreißigjährigen Krieg entzündet haben, sondern stets nur für Freiheit, Bildung, Toleranz und deutsches Vaterland eintraten. Jetzt dürfen sie also unwidersprechlich wieder herein, zunächst zwar noch nicht, um Klöster zu bevölkern, sondern nur einzeln. Auch letzteres hatte bisher der § 2 des Jesuitengesetzes zwar nicht verboten, aber doch scharf beaufsichtigt. Allein was heißt einzelne Jesuiten? Ihrer zwanzig sind auch nur zwanzig einzelne. Wer will's kontrollieren? Wer wagt es zu verbieten? Die Ultramontanen sind schlau, sie sind reich, sie sind mächtig, sind gefürchtet. Sie können im Deutschen Reich machen, was sie wollen. Unglaublich! hat da der Bischof Benzler von Metz, der sanfte Benediktiner, der edle Friedensapostel, der Vertrauensmann des Kaisers, einen Friedhof durch das Interdikt den Katholiken verboten, weil — entsetzlich! ein Protestant darauf beerdigt wurde. Die preußische Regierung zitterte wieder vor Angst. So wird planvoll alle Jahr ein ultramontaner Schreckschuß abgefeuert. Voriges Mal war es Herr Korum in Trier, jetzt Benzler, nächstes Mal wird ein anderer Bischof losbrennen. So kommt die arme Regierung gar nie zum Verschnaufen. Während in der Front die Sozzen ihr zu schaffen machen, kommen auch noch die Schwarzen mit ihrem Stecken, fallen ihr in den Rücken und hauen darauf los. Es geht der armen Regierung wie jenem Hirtenbuben: Man kommt net aus dem Schrecken 'raus. Im Summer dunnert's und im Winter müssen wir in die Schul'. Der Bischof donnert und die Sozzen wollen den Staat zu Tode schulmeistern.

Damit auch eines großen Toten gedacht wird, will der Hinkende wenigstens den Namen des verstorbenen Altertumsforschers Theodor Mommsen nennen. Er hat der ganzen Welt in ungeheurer Lebensarbeit gezeigt, wie und warum der gewaltige römische Staat wurde, wuchs und starb. Man kann sich's wohl merken. In

Theodor Mommsen.
† 1. November 1903.

Preußen

haben die Sozialdemokraten diesmal beschlossen, sich an den Landtagswahlen zu beteiligen. Resultat

schmählich. Nichts haben sie gewonnen, nicht ein Mandat. Zwar gab es sehr weise Leute anderer Parteien, welche es sich überlegten, ob man nicht diesmal mit den Roten gehen sollte, den Konservativen und Ultramontanen zuleid. Aber die Sozzen haben sich bei den Wahlen selbst so pöbelhaft benommen, daß jene sehr weisen Leute doch den Finger an die Nase legten und sagten: lieber nicht. Und so ginge es auch im Reichstag und in andern Landtagen. Würden die Sozzen nicht von Narren aus andern Lagern — man denke an die Haardbauern — aus purer Dummheit oder Bosheit unterstützt, so dürften sie nicht das Maul so voll Wind nehmen. Und mit den Ultramontanen ist's häufig auch so. In

Bayern

allerdings haben die letzteren nicht einmal diese mitlaufenden Narren nötig. Da besorgt ihre Wäsche unentgeltlich eine hohe Regierung selbst, an ihrer Spitze der Minister von Podewils, und hinter ihm noch was weiß ich wer. Um den Ultramontanen für alle Zukunft die unbestrittene Mehrheit zu schaffen, legte die Regierung der Kammer eine neue Wahlkreiseinteilung vor und drohte im voraus, wenn die Kammer Nein sage, werde man die Sache ohne sie machen. Natürlich, denn solche Wohltaten muß man auf alle Fälle aufzwingen wie Lebertran den Kindern, wenn sie Knollen hinter den Ohren oder dicke Hälse bekommen. Die Sozzen stimmten natürlich mit den Ultramontanen, die katholischen Bauernbündler aber mit den Liberalen — hört ihr's, Haardbauern? So wurde das Gesetz verworfen und die Regierung mag nun mit ihrem trüben Lebertran Ernst machen. — In München starb der berühmte Lenbach, unsterblich als Maler des unsterblichen Bismarck.

Franz von Lenbach, † 6. Mai 1904.

Württemberg

hat Kämpfe um die konfessionelle Volksschule. Das Ding ist auch nicht so einfach. Denn ist die Volksschule nicht mehr Sache der Konfession, sondern des Staates, und beherrschen die Ultramontanen den Staat, so haben sie auch das gesamte Volksschulwesen in der Hand, nicht nur das katholische. Man sieht's ja teilweise jetzt schon in Baden, wie das wird.

Sachsen

litt eine Zeit lang schwer unter dem großen Streik von Krimmitschau. Die Arbeiter, berauscht von den sächsischen ungeheuern Wahlerfolgen, wollten nun einmal eine Kraftprobe machen und den Fabrikanten sagen, wo Barthel den Most holt. Aber die Fabrikanten wissen auch, daß Einigkeit stark macht; sie taten sich zusammen und — es war wieder nichts mit dem Streik, als daß viele Arbeiter Brot und Stellung verloren, die Fabrikanten aber schwer geschädigt wurden. Es wird einstweilen meistens so gehen.

Mecklenburg-Strelitz

hat seinen alten Großherzog Friedrich Wilhelm begraben und den Kronprinzen Adolf Friedrich (geb. 1848) als neuen Landesherrn erhalten.

Österreich-Ungarn

scheint immer noch zu bestehen. Wenigstens hört man hie und da, daß die verschiedenen unsagbaren Nationen sich noch um der Sprachenfragen willen hauen. Besonders fleißig sind die Ungarn am Werk. In ihrem Parlament reden gewöhnlich fünf Redner zugleich, in jeder Ecke mindestens einer. Da läuft also ein höherer Betrieb! Aber es reicht doch noch nicht, sie werden mit der ungeheuren Sprachen- und Militärfrage doch nicht rechtzeitig fertig. Nicht einmal das Rekrutierungsgesetz konnten sie leider rechtzeitig fertigstellen, so daß die Regierung nicht im stande war, im Herbst neue Rekruten einzuberufen. Und da man die Kasernen doch nicht leer stehen lassen darf — wegen der Flöhe, die dann ohne Futter wären, so hat man eben die ausgedienten Soldaten über ihre Dienstzeit hinaus behalten müssen. Die Köchinnen gerieten in helles Entzücken, daß sie ihre Schätze länger genießen sollten. Die Schätze aber, die daheim auch wieder Schätze hatten, fluchten bassa manelka und noch Schlimmeres und probierten es stellenweis mit dem Meutern. Aber das macht nichts, wenn nur die paar Milliönchen Ungarn zugunsten ihrer gewaltigen Kultursprache das verflochte Deitsch könnten ausrotten, weil ja in dieser Sprache nur Hausknechte und Hunde reden. In Budapest, der Hauptstadt Ungarns, beschlossen die Stadtväter, daß der deutsche Unterricht aus den Schulen verbannt werde, obwohl in der Stadt über 100 000 Deutsche wohnen und wahrscheinlich ein schönes Stück Steuer zahlen. Das sehen die Ungarn nicht ein, daß sie sich unter eine Käsglocke sperren,

Die Köchinnen gerieten in helles Entzücken, daß sie ihre Schätze länger genießen sollten.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

wenn sie nur ungarisch können. Nicht einmal im eigenen Lande werden sie damit verstanden, da nur 8 Millionen „Ungarn" überhaupt ungarisch verstehen. Wenn sie aber gar eine Stunde über ihre Grenzen gehen, so müssen sie schon die Zeichensprache reden. Die Tschechen hinwiederum sind der gleichen Weltgewißheit bezüglich ihres edlen Dialekts. Sie schreiben tschechische Bücher, sogar wissenschaftliche, welche in der Welt gelesen werden möchten. Aber die Gelehrten der „andern" Nationen, wenn sie ein tschechisches Buch schauen und das Welsch lesen, so wird's ihnen übel und sie müssen einen Cognac nehmen. „Leute," schrieb deshalb neulich ein französischer Professor, „wenn ihr wollt, daß eure Bücher gelesen werden, so schreibt sie deutsch. Tschechisch ist keine Kultursprache." Darob sind die wackern Mausfallenhändler in Ohnmacht gefallen und haben den angebeteten Franzosen beinahe die Freundschaft gekündigt. Genug von den „Nationen". Hat dagegen nicht das deutsche Österreich uns einen unsrer liebenswürdigsten Dichter geschenkt? Hat er nicht seinen 60jährigen Geburtstag gefeiert, beglückwünscht vom Aufgang bis zum Niedergang, soweit die deutsche Zunge klingt? Hat ihn nicht die Universität Heidelberg 1903 bei ihrem Jubelfest zum Ehrendoktor ernannt? Peter Rosegger ist's, Schneidergeselle a. D. und Poet von Gottes höchsten Gnaden, der Stolz aller Deutschen und aller Schneider, die seit dem alten Feldmarschall Derfflinger keinen so berühmten Mann mehr unter ihrer Zunft hatten. Der Hinkende gibt dem goldnen, treuen, frommen deutschen Manne die Hand, wünscht ihm von Herzen Glück und freut sich aller Ehren, die sich um ihn häufen wie eine reiche, freudige Ernte. Wenn sie ihn nur nicht auch noch adeln, als ob das mehr wäre als der Lorbeer, den das Volk ihm dankbar reicht. — Um das zerrissene Österreich herum, da hausen aber erst noch interessante Nachbarn!

Bulgarien

möchte, wenn es könnte, nämlich die noch in der Türkei wohnenden Stammesgenossen vom Türkenjoch befreien. Das könnte man ihnen auch nicht übel nehmen, wenn sie nur um soviel besser wären als die Türken selbst. Es gibt aber Gelehrte, welche das bezweifeln. Item, die Bulgaren in der Türkei bezweifelten es nicht und empörten sich gegen den Sultan. Ihre Banden zerstörten und verbrannten türkische Dörfer und die Türken taten bulgarischen Dörfern dito. Das ging den ganzen Sommer 1903 herüber und hinüber. So ein frisches fröhliches Räuberleben gefällt den Leuten da drunten überaus wohl, solange es noch Hämmel zu stehlen gibt. Und damit auch die übrige Welt auf die Sache aufmerksam würde, sprengten die Bulgaren einen französischen Dampfer in die Luft, versuchten in Saloniki (Thessalonich, wo einst der Apostel Paulus predigte) das ganze Fremdenviertel mit Dynamit zu ruinieren und was so Heldentaten sind. Natürlich hofften sie auf Hilfe aus dem Fürstentum Bulgarien und diese Großmacht rasselte auch mit dem rostigen Säbel, als wollte sie die ganze Türkei fressen. Aber wenn man eben kein Geld nicht hat, kann man auch keinen Krieg nicht führen. Übrigens wären die Bulgaren von den Türken jämmerlich verhauen worden. Fürst Ferdinand konnte über seine lange Nase doch soweit hinwegsehen, daß er das begriff. Er tat also wie er immer tut, wenn daheim was los ist, wie faule Frauen tun, wenn's im Haus große Wäsche gibt: er verreiste, nämlich nach Paris. Dort ist's schöner. Und er blieb so lange fort, daß die getreuen Bulgaren ihm eines Tages schrieben: Entweder kommst heim oder du kommst nicht mehr heim. Sie sollen zu seinem Empfang sogar tüchtige Minen unter das Schloß zu Sofia gelegt haben. Willkommen in der Heimat! Eine drohende Mine hat aber eine sehr drohende Miene. Ob sie das Pulver unterdessen wieder herausgenommen haben, als Ferdinand heimkehrte, weiß der Hinkende nicht. Vielleicht ließen sie es auf alle Fälle drin. Jedoch ist durch diese Vorgänge der Fanatismus der Türken wieder gewaltig aufgestachelt. Wenn jetzt gar noch Rußland in Asien Schläge bekommt, was allen Anschein hat, so wird dem Sultan der Kamm erst recht wachsen; und da besonders Rußland, um für Ostasien frei zu sein, den Bulgaren bisher das Kriegführen verboten hat, so wird auch diesen der Dämpfer fehlen. Dann kann's erst recht losgehen. Aus Medina, vom Grab des Propheten, kam eine bedenkliche Botschaft: Mohammed sei aus seinem Grabe gekommen und habe gerufen: Allah, rette dein Volk! Vor Schrecken sind die elf Mann, die sein Grab bewachten, alle gestorben. Wie sie dann die Geschichte erzählt haben, ist ihre Sache. Aber man weiß, daß die Türken einmal wieder gründlich „hausen" möchten, wenn sie Rußland nicht mehr fürchten müssen.

Serbien

hat seinen Peter noch, wenigstens da der Hinkende die „Weltbegebenheiten" schreibt. Die Königsmörder steckten einstweilen den blutigen Mordlohn kaltblütig in die Taschen. Sie erhielten von 48000 Franken bis herab zu 2000. Judas that's um 30 Silberlinge, brauchte allerdings auch nicht selbst zu morden. Der Minister Awakumowitsch bekam noch ein außerordentliches Douceur von 50000. Wer hat den Mördern den Plan gemacht und Geld bezahlt? Man sagt, daß der schwarze Peter Karageorgewitsch es gewesen. Der Hinkende weiß es nicht. Aber das ist doch in Serbien das Normale, daß die zwei Witschenfamilien, die Obrenowitsche und die Karageorgewitsche, einander ermorden. Rosen trägt dieser serbische Dornstrauch auch für den Peter nicht, wohl aber Dornen. Der König läßt sich Tag und Nacht von zwölf Riesen bewachen; zwei müssen sogar sein Schlafgemach teilen. Aus Serbien stammen die Riesen natürlich nicht, aber man sagt, es seien gediente alte Karlsruher Grenadiere drunter. An einem Fenster des Schlafgemachs hängt eine Strickleiter, und an der Donau liegt ein Kahn bereit — nicht

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

für die Riesen, aber für den König Peter. Ein reicher Amerikaner — der Mann besitzt Courage — hat ihm dennoch seine Tochter als Königin angeboten. Die Millionen wären dem Peter schon recht, denn Geld hat er keins. Aber zu allem Unglück auch noch eine amerikanische Millioneuse — das ist zuviel, denkt Peter, und bleibt Witwer. Er hat scheint's schlechte Erfahrungen gemacht im Ehestand. In der

Türkei

vermöchte der Sultan sich auf diese Weise rasch zu Geld zu bringen, denn er könnte auf einen Hieb hundert amerikanische Millionärstöchter heiraten. Weshalb er's nicht tut, muß also seinen Grund haben. Vielleicht denkt er: Es hilft doch nichts. Sie stehlen mir doch wieder alles, und dann bleibt mir nichts als hundert Weiber; und ich hab' so schon mehr als genug. Nämlich z. B. einer seiner Vertrauten, Hassan Pascha, hat jahraus, jahrein vom Sultan viel Geld bekommen, um die Flotte zu verbessern. Er hat sie so verbessert, daß er das Geld seiner Privatschatulle einverleibte und daß die alten rostigen Schiffskästen gar nicht mehr wagen, aus dem Hafen zu gehen, wenn's windet. Da ist das Albtalbähnle noch strammer. Es fährt sogar bei Regenwetter. — Die tapfern Araber haben von jeher das

Schieß los, ich halt' dir derweil den Gaul.

Türkenjoch nicht gern getragen und öfters die blanken Zähne gezeigt. Denn der Prophet war ein Araber, kein Türke. Jetzt steckt der Engländer hinter dem Araber und macht ihm den Kopf voll: Schieß los, ich halt' dir derweil den Gaul. So haben die Araber den türkischen Gouverneur ermordet und ein Bataillon, das gegen sie gesendet wurde, radikal aufgerieben.

England

lacht auf allen Stockzähnen, weil es plötzlich in Ostasien und damit auch in der Türkei, Persien und Indien Luft gekriegt hat. Das ist ein gemähts Wieslein für John Bull, zumal nach den großen Blamagen im Burenlande. Während aber die Russen seiner Zeit, als England in der Patsche saß, hübsch still blieben, haben die Engländer die Verlegenheit ihres Feindes sofort ausgenutzt und eine zweite große Expedition nach Tibet gesandt, natürlich nur zu Handelszwecken. Vielleicht wollen sie die Flinten und Kanonen, die sie mitnahmen, dort verkaufen. Vielleicht nehmen die Tibetaner sie ihnen auch ohne Bezahlung ab, aus Freundschaft. Die Engländer bleiben die Alten. Wie bewegt protestieren sie über die Greuel der Türken, aber ihre eigenen Missetaten im Burenland haben sie vergessen. Und auch jetzt besitzen sie keine Augen für das entsetzliche Elend, das sie dort auf lange hinaus angerichtet. Die Unterstützungen, die sie den Buren bei der Übergabe versprachen, zahlen sie nicht. Wehe den Besiegten! Regenmangel, Viehseuchen, Krankheiten machten unterdessen die ehemals so reichen Buren vollends zu Bettlern. Und doch fürchten sich die Engländer immer noch vor den ruinierten Leuten. Sie haben dem Helden Christian Dewet sogar seine Jagdflinte abgenommen, weil er nicht rechtzeitig einen Schießpaß nahm! Jetzt, lieb Vaterland, magst ruhig sein. Siebenhundert Burenkämpfer saßen noch gefangen in Britisch-Indien. Sie wollten absolut nicht den Treueid leisten, lieber am Fieber sterben. Es kamen Boten aus dem Burenland, sogar Botha und Dewet, um die alten Starrköpfe zu belehren. Aber sie wurden übel empfangen. Erst als Delarey hinreiste, fügten sie sich bis auf zwei. Das mögen Kerle sein, diese zwei! Die möchte der Hinkende sehen. 25000 Mann Truppen müssen die Engländer im Burenland halten, und die kosten jährlich 30 Millionen Mark. Es kostet alles viel bei den Engländern, denn lange Finger haben dort manche großen Herren, als ob sie im Hofhalt des Zaren oder des Sultans aufgewachsen wären. Es sind biedere Sachen an den Tag gekommen über die englische Kriegsverwaltung. So haben die Behörden z. B. die Wolldecken aus den Typhusspitälern nach dem Burenkrieg versteigert, packweise um ein billiges. Und dann haben die Behörden daheim dieselben Wolldecken, ungereinigt, von Bazillen wimmelnd, wieder angekauft, teuer natürlich, und haben sie sogar in die Armee und Marine eingeschmuggelt, immer noch ungewaschen. Natürlich brach dann der Typhus in England aus: das kostet ja nur Menschen. Dafür aber bleibt an mancher beringten Hand ein hübsches Trinkgeld hängen. Der Haupt . . . Chamberlain hat seinen Ministerstuhl nun verlassen und ist unter die Wähler getreten. Er wirkt jetzt für seine großen Pläne: alle englischen Kolonien bis nach Australien hinüber zu einem ungeheuren großbritannischen Zollbund zu vereinigen. Das leuchtet den Kolonien schon ein, denn sie haben Vorteile davon. Aber sie sollen dann auch an der englischen Heeresmacht mitzahlen, und das leuchtet ihnen gar nicht ein. Und da der Zollbund, wie der Name schon sagt, auch den Engländern Zölle aufladen würde, so sind diese von den neuesten Plänen ihres Chamberlain gar nicht alle erbaut. Vielleicht sinkt jetzt sein Stern. Dagegen ist der Stern seines Spießgesellen Jameson, der s. Z. den ersten Raubzug ins Burenland machte, aufs höchste gestiegen. Der

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

saubere Patron ist Premierminister der Kapkolonie geworden. Das bedeutet die tiefste Demütigung des unglücklichen Burenvolkes.

Frankreich

ist der Freund und Bundesgenosse Rußlands. Das haben sie tausendmal gesagt, gesungen, gedruckt und getoastet. Und sie haben für die russische Freundschaft — sagt man — etwa zehn Milliarden bezahlt. Das ist ein schönes Geld. Dafür kann man sich schon etwas kaufen. Aber der Handel wollte die Franzosen schon lange reuen, denn sie waren die Beschummelten. Wozu gab man dem verschuldeten Zarenreich das ungeheure Geld? Doch nur dazu, daß der Zar Deutschland überfallen helfe. Und das hat er leider bisher nicht getan, und in Zukunft wird er sich dreifach davor hüten. Im Gegenteil ist Deutschland gegenwärtig Rußlands einziger treuer Freund. Man kann sich also den Höllenschrecken Frankreichs denken, als Rußland in Ostasien in eine böse Falle geriet. Müssen wir jetzt auch mit? So fragten sich die Franzosen schreckenbleich, wo ihrer zwei zusammenkamen. Ja, das ist eben der Unterschied zwischen leichtsinnigen Verbrüderungsfesten und Hilfe in der Not. Wenn wir aber mit Rußland marschieren sollen — was macht dann England mit uns? Das war die zweite Frage, und die Gesichter der Franzosen wurden noch länger. Was tut man? Man läßt vorerst Rußland seine Prügel holen und — nähert sich dessen Todfeind, nämlich England, dem England, das die Franzosen fast ebenso hassen und — fürchten wie uns. Die neue Freundschaft ist allerdings erst Frühjahr 1904 durch einen Vertrag über Marokko perfekt geworden, aber angebändelt ward sie bereits vor einem Jahr, denn es war den Franzosen schon lange schwül bei der russischen Freundschaft. Im Mai 1903 kam König Eduard, der stehende Held der französischen Witzblätter, nach Paris. Glänzende Feste, Verbrüderung beim strömenden Champagner. Eduard schmunzelte. Im Juli darauf erwiderte der Präsident Loubet den Besuch in England. Abermals große Festivitäten. Aber beinahe hätte eine höchst wichtige Frage die Gemütlichkeit jählings gestört. Nämlich am englischen Hofe muß man in kurzen Hosen und Wadenstrümpfen erscheinen. Da lassen sie nicht davon. Jeder muß sich fügen, Freund oder Feind. Ohne Strümpfe keine Freundschaft, selbst wenn man Präsident der französischen Republik und sehr willkommen ist. Die Engländer halten auf ihre Gebräuche, während seiner Zeit Cecil Rhodes, Gott hab' ihn selig, zu Berlin im Strohhut und Straßenjuppe ins Schloß ging. Bei uns darf man sich so was erlauben. Also sollten die Franzosen lange Wadenstrümpfe anziehen. Das aber wollten sie ungern; nicht weil sie Löcher im Strumpf hatten, aber weil das eine der vornehmsten Errungenschaften der französischen Revolution ist, die Abschaffung der Wadenstrümpfe und Einführung der langen Hosen. Lange Hosen sind echt demokratisch. So gab's also erregte Verhandlungen hin und her. Schließlich

Loubet darf seine alten Hosen tragen, aber sein Begleiter, der Minister Delcassé, muß sich neue und zwar kurze machen lassen.

einigte man sich so: Loubet darf seine alten Hosen tragen, aber sein Begleiter, der Minister Delcassé, der muß sich vom Schneider neue und zwar kurze machen lassen; und seine Frau muß ihm lange Strümpfe stricken. Hoffentlich hat er keine krummen Beine! Frankreich ist doch ein reiches Land! Sein Nationalvermögen mehrt sich jährlich um zwei Milliarden. Es hat eine große Flotte und einen reichen Besitz an Kolonien. Das ist eine andere Sache als unser armes Kamerun und Kafferuland. Aber, aber! In Frankreich gibt es bald keine Kinder mehr. Solange man also die nationale Nachzucht nicht in Retorten in der Apotheke chemisch rein herstellen lassen kann, sondern sich auf den gewöhnlichen Weg verlassen muß, wird Frankreichs Bevölkerung langsam abnehmen. Schon jetzt steht es so, daß die Franzosen fast nicht mehr ihre Regimenter füllen können. Sie nehmen als Rekruten bereits Krumme, Schiefe, Lahme, Halbkrüppel, Schwindsüchtige. Diese liegen dann sofort fröhlich in den Lazaretten und die vollzähligen Kompagnien bestehen nur auf dem Papier und in den Kassen. — Der Ministerpräsident Combes führt seinen Kampf gegen die Ultramontanen und besonders gegen die Mönchs- und Nonnenorden mutig weiter. Dabei wird er freilich so sehr von den Sozialisten abhängig, daß er diesen alles hingehen lassen muß. So war in Armentiers ein großer Arbeiterstreik. 25 Häuser und Geschäfte wurden geplündert, eine Fabrik ganz zerstört. Endlich rückte die schneidige Polizei ein und nahm — keine einzige Verhaftung vor. Natürlich schrieen die Sozzen jetzt erst recht über die unerhörten Gewalt-

taten der Polizei. Der Ministerpräsident aber duckt sich und er muß sich ducken, sonst fliegt er, und es regieren zur Abwechslung wieder einmal die Ultramontanen, die besonders in der Armee großen Anhang haben. Denn die schlauen Jesuiten wissen die Zöglinge aus ihren Schulen und Konvikten, lauter kalte ultramontane Fanatiker, überall gut unterzubringen. Das machen sie ja auch bei uns wenigstens im Beamtenstand zuweilen ausgezeichnet. Nur ist bei uns niemand, der ihnen wehrt. Im Gegenteil! Aber Combes packt das Gewächs an den Wurzeln, um es herauszuziehen. Ob ihm das gelingt, oder ob der Busch reißt und Combes auf den Buckel fällt, das ist eine andere Frage. Frankreich ist allein zu schwach, um Deutschland niederzuwerfen. Das wissen sie alle. Drum geht Loubet unentwegt mit der Laterne in ganz Europa herum und sucht nach Bündnissen. Da wird denn immer wieder besonders auch vor

Italien

gefensterlt. Der König und seine schöne Gemahlin waren in Paris. Wie froh sind die Pariser, wenn sie wieder einmal einen leibhaftigen König unter sich haben! Wie jubelten sie auch den italienischen an! Jedes, auch das leichtestgeschürzte Bündnis ist ja wieder eine leise Hoffnung auf Rache an den Prussiens. Aber als beim Mittagessen der König den Mund öffnete, da predigte er abermals den Frieden, den ewigen Weltfrieden. Tausend Donnerwetter! Haben wir deshalb die Fahnen herausgehängt? Also wollten wenigstens die Zeitungsschreiber beider Länder sich

Das soll grausam gut sein, aber es hat zuletzt doch nichts genutzt.

verbrüdern. Diese Verbrüderung fiel dann so glänzend aus, daß sie sich die schrecklichsten Grobheiten sagten, und ums Haar wäre es zu einer Verbrüderungsprügelei gekommen. Es geht manchmal so, auch auf Sängerfesten. Und die Franzosen treiben die Politik wie ein Sängerfest. — Was Frankreich zu wenig hat, hat Italien zuviel, nämlich Menschen. Alljährlich wandert ½ Million Italiener aus. Kein Wunder! Der höchste Taglohn ist in manchen Gegenden 1 Mark. Etwa 5 Millionen Italiener arbeiten dauernd im Ausland. Man sieht sie an jeder neuen Straße, an jeder Brücke, jeder Eisenbahn, jedem größeren Bau. Wenn diese Massen daheim arbeiten könnten, wie würden sie das Land reich machen! Und es ist ja ein reiches Land. Es gibt Wiesen, die neunmal im Jahr gemäht werden können. Wenn wir die in Dinglingen hätten! Wenn auch das Land kein Eisen und keine Kohlen birgt, so besitzt es Wasserkräfte in solcher Masse, daß man elektrisch alle Bahnen, alle Fabriken im Überfluß damit treiben könnte. Wenn Italien zu einer ruhigen, geordneten Regierung käme, wenn das Parlament einmal von seinen Spitzbuben gereinigt würde, wenn der König einen entscheidenden Einfluß auf die Politik erhielte, so müßte die Zukunft Italiens glänzendwerden. Wir gönnen es ihnen. — Auch den Zaren nahm es wunder, wie die Italiener haushalteten.

Papst Pius X., erwählt am 4. August 1903.

Gar zu gern hätte er Rom und den König besucht. Aber die Sozzen drohten dem Tyrannen mit einem fürchterlichen Empfang. Mehrere hunderttausend Jahrmarktspfeifen kauften sie an, um dem Zaren damit Musik zu machen, wenn er käme. Da zog er vor, in Rußland zu bleiben. Dort wird ihm auch was gepfiffen. Das kann er daheim haben.

Also der alte Papst hat doch sterben müssen. Sie haben ihn lange genug geplagt, die Dökter, bis sie ihn soweit hatten. Sogar die Mitra (der Bischofshut) des heiligen Januarius selig wurde aus dem Kasten geholt; der Papst küßte sie und ließ sie zur innigen Verehrung vor sein Bett stellen. Das soll grausam gut sein gegen den Tod, aber es hat zuletzt doch nichts genutzt. Dann kam das Konklave, die Wahlversammlung der Kardinäle; diese Wahlordnung ist so verschachtelt, so mißtrauisch, daß man meint, man habe es mit ganz andern zu tun, als mit ehrlichen Leuten. Gewählt wurde Joseph Sarto, Patriarch und Erzbischof von Venedig, 69 Jahre alt, er nennt sich Pius X. und scheint ein sehr kluger und auch frommer Mann zu sein. Seine erste Regierungshandlung war, daß er dem Sultan zum Geburtstag gratulierte. Wer denkt nicht an das schöne Lied: Der Papst lebt herrlich in der Welt? Dagegen der italienischen Regierung zeigte er seine

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Wahl nicht an; er wird gedacht haben, sie wüßten es aus den Zeitungen. Deshalb wurden die Regierungsfahnen alsbald wieder eingezogen. Wir wollen abwarten, was der neue Papst ferner macht. Schon hat er in einer „Anrede" hervorgehoben, daß auch in der Politik die Katholiken unbedingt dem Papst gehorchen müßten. Damit wäre er also auch weltlicher Herrscher über die Katholiken aller Länder, was den Zentrumsleuten ungeheuer gefällt, solange er ihren Willen tut. Tut er ihn aber nicht, wie anno 1887 beim Septennat, so lebt wohl jener einstige Kaplan immer noch, der ihn dann wieder ein altes Weib heißen wird. Der Papst ist übrigens arg vom Zipperlein geplagt und kann doch nicht ins Bad reisen. Es wäre ihm vielleicht sehr nötig, z. B. Langenbrücken oder Rappenau. Aber die Jesuiten werden ihn nicht lassen. Er muß wohl oder übel wie sein Vorgänger immer weiter Komödie spielen, als ob er gefangen wäre. So muß er halt auch sein Zipperlein behalten.

In

Spanien

ist nicht gut König sein. Denn der hat nichts zu sagen, als was er zu Mittag essen will. Und selbst da mischen sich die Leibärzte ein. Auch Minister sein ist nicht angenehm, denn diese sind ihres Lebens nicht sicher, wie erst letzthin wieder einer erfahren hat. Und gar Polizeidiener sein ist ganz schlecht, weil man seinen Gehalt nicht bekommt und daher auf kleine Nebenverdienste angewiesen ist, z. B. freundliche Mitwirkung bei Raub, Diebstahl, Erpressung. Diese Handwerke arbeiten gern mit gefälliger Unterstützung der hohen Polizei. So sind in der Hauptstadt Madrid zwölf Polizisten aus diesem Grunde — wie fürchterlich! entlassen worden. Dagegen gut läßt sich's in Spanien unter der Kutte leben, sie sei schwarz oder weiß oder gefleckt oder braun. Nicht weniger als 70000 Mönche und Nonnen gibt's in Spanien, dazu noch 47000 Priester (je 1 auf 400 Seelen) und 80000 Kapläne. Allein die höhere Geistlichkeit zählt beinahe 2500. Diese Herren scheinen also zu gedeihen, und daher mehren sie sich auch fortgesetzt wie Maikäfer im Eichwald. Was jetzt in Frankreich hinausgeworfen wird, geht gern nach dem schwarzen Paradies Spanien. Natürlich wächst, wie die Ultramontanen stets behaupten, mit der Zunahme der Mönche auch die Frömmigkeit, Bildung, Gesittung und der äußere Wohlstand. Daher gibt es in Spanien auch ganze Massen von Leuten, die nicht lesen und nicht schreiben können. Und in den schönen spanischen Kirchen sind die Andächtigen so entzückt, daß sie ihrer lauten Begeisterung ab und zu mit Dynamitbomben Ausdruck geben. Und da man in einem rechten Paradies auch nichts schafft, so legt sich der Spanier am liebsten auf die faule Haut oder er lungert umher und sucht einen Groschen ohne Mühe zu erschnappen. Daher baut man die Bahnhöfe gern recht weit vor die Stadt hinaus, damit die Armee der Müßiggänger, und anderer Herumhauderer ein leichtes Brot findet. Ehedem war der Spanier feurig, klug, tapfer und vaterlandsliebend. Und jetzt ist er faul, stumpf. Natürlich ist nur die verfluchte Freimaurerei daran schuld, wenn die Geistlichkeit trotz ihrer Heuschreckenzahl die erhabenen Aufgaben der Volksaufklärung, Gesittung und Bildung nicht erfüllen kann. Vielleicht wenn ihre Zahl noch verdoppelt wird, der Liberalismus und die Ketzerei aber ausgerottet sind, dann beginnt der neue Völkerfrühling auch für Spanien. — Die berühmte Königin Isabella, die der geneigte Leser aus dem Hinkenden wohl noch kennt, ist jetzt auch gestorben. Als sie auf dem Thron saß, da schien der Frühling angebrochen, das war ein Leben voll Herrlichkeit! Es gab keine frömmere Königin als die gute Isabella. Und wenn sie auch alle Augenblick einen anderen Geliebten hatte und ihrem armen kranken Manne Hörner meterlang aufsetzte, so erhielt sie vom Papst doch die goldene Tugendrose. Aber selbst die Spanier fanden das nicht ganz in der Ordnung und jagten sie endlich anno 1868 zum Teufel.

Norwegen

wurde von einem großen Unglück heimgesucht. Im Januar 1904 brannte fast die ganze Stadt Alesund nieder. Das muß ein Jammer gewesen sein! Unser Kaiser war der erste, der große, umfassende Hilfeleistungen von Hamburg aus anordnete. Ein Schiff mit Kleidern, Lebensmitteln, Betten, Zelten ging auf die erste Schreckensnachricht hin nach Alesund ab. Dadurch wurde zweifellos Unzähligen in den kalten Winternächten das Leben gerettet. Die Norweger waren auch voll glühender Begeisterung für den Kaiser und feierten seinen Geburtstag jubelnder als den ihres eigenen Königs, dem sie nicht sehr grün zu sein scheinen. Auch nachher gingen noch große Geldspenden hinüber nach Alesund. Aber man hört, daß die Alesunder einen großen Durst haben, obwohl es dort nicht sehr heiß ist. Denn anstatt mit dem Geld ihre Hütten wieder aufzubauen, sollen sie damit gekneipt haben in der biederen Meinung, wenn das alle sei, werde man ihnen weiteres schicken, denn den Unglücklichen müsse man doch helfen.

Schweiz

hat einen ihrer edelsten Bürger durch den Tod verloren, nämlich den Oberst Dr. Roth, Gesandten in Berlin. Der Hinkende hat ihn auch gekannt und allezeit hochgeehrt. — Der Simplontunnel, fast 20 Kilometer lang, seit $5^1/_2$ Jahren im Bau, wird nun bald beendet sein, ein genialer Sieg der Technik. Schon hören sie im Berg einander, wenn sie von beiden Seiten her Gestein sprengen. Das ist eine Kunst, es so zu berechnen, daß beide Arbeiterheere genau in den heißen Tiefen des ungeheuren Felsberges zusammentreffen! Der Mensch kann anfangs viel, nur nicht den Lahrer Bahnhof an die rechte Stelle bringen.

Amerika.

Narren gibt es zwar überall, sogar im Badischen, aber so fröhliche, große Narren, Narren aus heiliger

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

überzeugung, die kommen nur dort drüben vor. Da stand ein Dr. Dowie auf und erklärte, er sei der wiedererweckte Prophet Elias und müsse die sündige Welt bekehren. Millionen Dollar strömten ihm zu, und der Prophet fuhr zwar nicht wie weiland Elias in einer feurigen Kutsche gen Himmel, aber in einer silberbeschlagenen Staatschaise im Lande herum. Sechs Rosse hatte er davorgespannt, eine Leibwache in herrlicher Uniform umgab ihn. Wie respektlos aber manche Amerikaner auch gegen Propheten sind, sieht man daraus, daß der Frau Prophetin eine Diamantbrosche im Wert von 8000 Mark gestohlen wurde. Einmal zog Dowie mit 4000 Prophetenschülern gegen Newyork, um dieses Babel zu bekehren. Beim Einzug begegnete ihm ein anderer Prophet, der sich für Johannes den Täufer ausgab. Aber beide Propheten richteten nichts aus. Die Newyorker schlugen die Angriffe ab und blieben wie zuvor. — Ja, damit die Welt nicht zu fromm werde, bildete sich drüben eine Riesenaktiengesellschaft zur Fabrikation von Götzenbildern für die armen Heiden. Wahrscheinlich spenden die Aktionäre am Sonntag große Beiträge zu den Missionsgesellschaften, am Werktag aber fabrizieren sie Götzenbilder. Das läßt sich in Amerika alles gut vereinigen, wo die großen Halsabschneider Universitäten stiften. Einer von ihnen, Carnegie, schrieb ein Buch, worin er die Armut preist. Nur der Arme sei glücklich, der unglücklichste Wurm aber sei auf Gottes Erdsboden ein Millionär. Wahrscheinlich will er deshalb den anderen aufopferungsvoll möglichst viel nehmen, um sie möglichst glücklich zu machen. Aber sie wollen nicht, die Racker, wie es ja immer geht in der Welt, daß die Menschen das wahre Glück von sich stoßen. Ein anderer Millionär, der junge Vanderbilt, 27 Jahre alt, ohne Beruf, machte Reisen und kam dabei auch nach Danzig. Dort wurde er auf Befehl von oben empfangen wie ein Fürst; ein hoher Regierungsbeamter mußte ihn begleiten, damit man ihm wegen seines Gepäckes keine Belästigung mache. Als der junge Nabob aber heimkam, empfingen ihn seine eigenen Landsleute mit einem großen Strafzettel wegen Zollmogelei. Wir sind immer nobel, wenn es sich drum handelt, vor einem Ausländer auf dem Bauch zu liegen. Es bleibt für uns eine große Ehre, das zu dürfen. — Amerika ist frei, yes. Dabei wird alle Woche mindestens e i n Neger gefangen, gerupft, gebraten, gehängt, gespießt, verbrannt, kurz gelyncht. Und die Polizei sieht zu oder hilft mit. In Springfield (Ohio) hat der Pöbel sogar das ganze Negerviertel abgebrannt. Das geht dann in einem hin. Und in manchen Gegenden blüht lustig wieder die Sklaverei. Das wird geduldet. Dagegen die deutschen Schulen, der deutsche Unterricht, das muß weg. Obwohl über eine halbe Million Deutsche in Newyork wohnen, hat man den deutschen Unterricht in den Volksschulen doch herabgeschraubt bis fast zum Auslöschen — zugunsten des französischen, obwohl diese Sprache dort gar keine Bedeutung mehr hat. Im übrigen, je liebenswürdiger wir sind, desto gröber werden die Amerikaner. Unser Kaiser hatte die amerikanische Flotte nach Kiel eingeladen. Aber die Herren nahmen davon zuerst keine weitere Notiz oder machten verächtliche Mienen; und es brauchte viel Mühe, um sie schließlich doch zum Besuch zu vermögen. Freilich gefiel es ihnen dann in Kiel so gut, daß gleich 100 amerikanische Matrosen deutsch werden wollten. Das heißt, sie desertierten und ließen ihre Kriegsschiffe ohne sie abdampfen. — Aber wenn man nicht darnach fragt, was andere Leute dazu denken, so kommt man zu etwas. Als die amerikanische Regierung den ungeheuer wichtigen Panamakanal seligen Angedenkens, an dem die Franzosen verkrachten, selber bauen wollten, sagte der kolumbische Staat nein und ihm gehörte das Land. Was tun die Amerikaner? Der Dollar vermag viel. Sie zettelten eine Revolution an und bildeten eine neue Republik Panama. Die hat sich den Amerikanern natürlich sofort mit Haut und Haar verschrieben und jetzt haben sie das Land doch. Ihre Flotte ist groß und stark, so stark, daß die Engländer heimlich Gemütsschmerzen bekommen, wenn sie nur dran denken. Und Geld haben sie wie Wasser im Meer. Wo viel ist, will mehr hin. Alles Wasser läuft bekanntlich ins Meer, wo doch schon viel drin ist, und die Sonne scheint am Tage, wo es ohnehin hell genug ist, während sie bei Nacht fortgeht, wo man sie brauchen könnte. So häuft sich Geld auf Geld in dem großen Beutel der Union, und wir könnten es so nötig brauchen. In einem einzigen Jahr haben sie wieder über 506 Millionen Dollar Plus gemacht.

Wie in Amerika alles großartig ist, so auch die Unglücksfälle. In Chicago ist um Weihnachten das Theater abgebrannt während einer Vorstellung. 700 Menschen, darunter eine Menge Kinder, mußten das Leben lassen. Keine Löschvorrichtung taugte etwas; der unverbrennbare Vorhang brannte lichterloh, konnte auch nicht heruntergelassen werden. Die Notausgänge waren nicht aufzufinden, die Nottreppen nicht vorhanden.

Die Hälfte aller Theaterbrände der Welt fällt auf Amerika. Auch Baltimore, die größte und wichtigste Stadt im Staate Maryland, 500000 Einwohner stark, ist abgebrannt (100000 Deutsche wohnen dort); sie hat 160 Kirchen.

Der Brand dauerte 27 Stunden und konnte nicht gelöscht werden, obwohl man ganze Straßenviertel mit Dynamit sprengte, damit das Feuer keine weitere Nahrung fände. Der Schaden beträgt über eine Milliarde.

Auch gab es in Amerika riesige Überschwemmungen. Ganze weite Felder mit Häusern, Bäumen, Saaten wurden verwüstet. Doch der Hinkende will aufhören, sonst kann der Leser nicht schlafen vor Schrecken. Item: dem Hinkenden gefällt's in Lahr besser als drüben, und manchem wäre es auch nützlicher gewesen, er wäre daheim geblieben — hingegen auf die Weltausstellung nach St. Louis zu gehen, mag nützlich werden, denn im Erfinden von Maschinen sind die Amerikaner uns doch noch über.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

In

Afrika

liegt bekanntlich Marokko, wo der Sultan und sein Gegenkaiser den getreuen gegenseitigen Untertanen die Köpfe abschneiden und einander zusenden: Siehste, da hast se. Vielleicht wird's jetzt aber anders; denn der Franzose hat mit dem Engländer ein Abkommen getroffen, durch welches ein gewaltiges Stück Welt verteilt wird. Komm mir nicht in meine Gasse und ich nicht in deine. Du bist Herr in Ägypten, ich in Marokko. Unfriede verzehrt, Friede ernährt. So bekommt schließlich alles Land auf Erden seinen Meister, und dem deutschen Michel bleibt nichts übrig,

Dem deutschen Michel bleibt nichts übrig, als den Herren ergebensten guten Appetit zu wünschen.

als den Herren ergebensten guten Appetit zu wünschen, wenn sie die fette Ente anschneiden. Wir haben keine Flotte und das wird unser bitterer Schaden sein auf lange hinaus. Früher handelte es sich in der Politik nur um Europa. Da konnten wir mit unserm Heere mitreden. Jetzt aber geht's um die Welt. Und da müssen wir das Maul halten und froh sein, wenn wir nicht noch eins drauf bekommen.

So kommen wir denn endlich auf

Ostasien

zu sprechen. Und da muß der Hinkende weit ausgreifen. Also im Frieden von Schimonoseki anno 1895 wurde den siegreichen Japanern die chinesische Halbinsel Liautung mit Port Arthur abgetreten. Aber nun kam Rußland und verlangte die Integrität Chinas, d. h. dieses Land müsse erhalten bleiben, wie es ist. Und zum Zeichen, daß es den Russen damit heiliger Ernst sei, nahmen sie selbst Port Arthur weg und dazu noch die Kleinigkeit der chinesischen Mandschurei. Die Japaner mußten es sich damals gefallen lassen. Aber sie dachten: Warte, Halunke, dir kommen wir wieder, und wetzten einstweilen den Sabel. Es war ausgemacht, daß Rußland bis Oktober 1903 die Mandschurei wieder räumen solle. Aber das fiel den Russen nicht im Traum ein, und nun kam die Rache. — Der geneigte Leser fragt sich oft: Haben die Russen denn nicht genug an ihrem ungeheuren Reich? Wollen sie denn alles? Daraus erkennt der Hinkende, daß der geneigte Leser die Sache nicht recht versteht und allen Grund hat, den Kalender aufmerksam zu studieren. Nämlich die Russen haben allerdings Land und Leute genug, mehr als nötig wäre. Aber eines besitzen sie nicht: das Meer. Im Norden hat das große Reich nur zur Ostsee Zutritt. Das ist weit aus der Welt. Im Süden ist der Ausgang des Schwarzen Meeres durch die türkischen Gewässer gesperrt. Im Osten, in Asien, haben sie zwar den Hafen Wladiwostock. Aber der ist die halbe Zeit zugefroren. Dagegen ist nichts zu machen. Also müssen die Russen einen Hafen gewinnen, der südlicher liegt und eisfrei ist. Das wäre etwa Port Arthur. Dahin bauten sie auch eine Bahn, nämlich durch die chinesische Mandschurei. Hätten sie nun dieses Land wieder fahren lassen, so wäre auch die teure Bahn nicht mehr in russischer Gewalt, mithin Port Arthur wertlos gewesen. Sie probierten es zwar auch mit einem andern Hafen; der war eisfrei, und sie bauten mit Unkosten von 60 Millionen Rubel einen gewaltigen Wellenbrecher gegen das stürmische Meer. Richtig, im Hafen wurde das Meer ruhig, aber als es ruhig war, fror es zu. Daran hatten sie nicht gedacht, und jetzt gaben sie Port Arthur erst recht nicht aus der Hand. Nun aber ist diese Festung auch der Schlüssel zur Halbinsel Korea, und da Japan gerade gegenüber liegt, auch zu Japan. Das konnte die Regierung und das Volk dieses Landes nicht dulden. Also schrieen die Japaner übers Meer hinüber: Entweder ihr

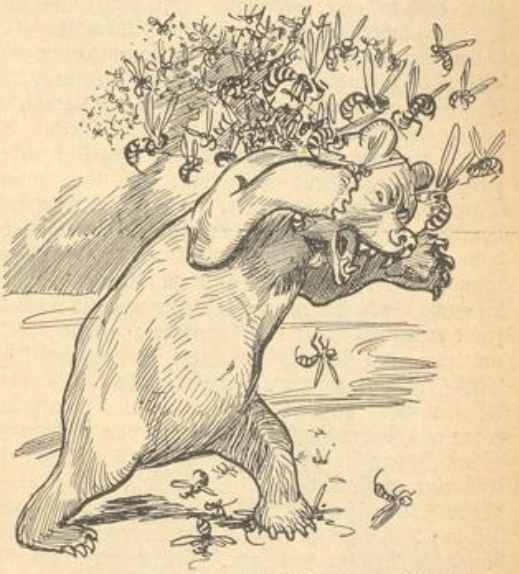
Marquis Ito, Japans größter Staatsmann.

General Alexejew, Oberbefehlshaber der russischen Land- und Seetruppen in Ostasien.

macht, daß ihr da wegkommt, oder wir zeigen euch, wer Herr im Gelben Meer ist. Zuerst wurde der Kampf mit Worten und schriftlichen Schreiben hin und her geführt; dann aber ging es wie mit jenen zwei Mannheimern: Man red't rüwwer, man red't nüwwer, uff eemol hängt dem Viech 's Aag raus.

General Kuropatkin. Befehlshaber der russischen Armee in der Mandschurei.

Als nämlich die Russen sich taub stellten und den Japanern keine Antwort gaben, was zwar auch eine Antwort ist, da schlugen diese los, Februar 1904, ohne Kriegserklärung. Sie waren so rücksichtslos, nicht zu warten, bis der Feind mit seinen Rüstungen fertig sei. Die russische asiatische Flotte aber war noch getrennt in drei Geschwader: eins bei Wladiwostock, eins bei Tschemulpo, eins bei Port Arthur. Ehe sie sich vereinigen konnten, schossen die Japaner los. Die Kerle gingen drauf wie Blücher, wie ein Schwarm ergrimmter Hornisse auf den Bären und verstachen ihm den Pelz, daß er vor Schmerzen aufschrie. Sie schlossen den Hafen von Port Arthur ein, nahmen zwei Schiffe bei Tschemulpo weg, bombardierten Wladiwostock und besetzten Korea. Bums, ehe die Russen wußten, wie ihnen geschah. Schlag auf Schlag erfolgte besonders bei Port Arthur, Schiff um Schiff ging den Russen verloren. Einmal wurde eins von den Japanern genommen, oder in den Grund gebohrt, dann flog wieder eins an den eigenen Seeminen in die Luft, dann an denen der Japaner, und so ging's fort. Den schwersten Verlust erlitten die Russen, als die Japaner durch kühne Kriegslist die feindliche Flotte herauslockten, um sie dann auf die heimtückisch gelegten Seeminen rennen zu lassen. Wirklich gelang es. Gerade das stolze, schöne Admiralsschiff Petropawlowsk sollte dies schreckliche Schicksal erleiden. Es stieß an eine japanische Mine (vielleicht war's auch ein Torpedo) und ging in die Luft samt dem tapfern Admiral Makarow, der allein eine Flotte wert war, samt einem Großfürsten, der sich übrigens rettete, samt allen Plänen, Zeichnungen, Befehlen, samt 700 Mann Besatzung. Das war ein furchtbarer Schlag für Rußland. Kein Wunder, daß der Zar laut weinte, als er die Nachricht bekam. Kurz und gut, oder für die Russen kurz und schlecht: der schwerfällige Walfisch ist dem flinken Haifisch nicht gewachsen. Der Russe steht hinter der Mauer und sagt: Komm 'rein, wenn du Kurasche hast! Und der Japaner liegt draußen und sagt: Komm 'raus, wenn du das Herz hast. Aber wenn die Japaner so weiter Glück und Geschick haben und die Russen Unglück und Ungeschick, so werden diese bald kein Schiff mehr besitzen. Zu allem Unglück sind sie auch auf der Landseite abgeschnitten und können weder Proviant noch Patronen mehr bekommen. Die Japaner wissen das. Drum fahren sie des Nachts heran, schießen ein paar Granaten ab und verduften wieder, nur damit die Russen ein Höllenschießen anfangen und mit ihren raren Granaten die Haifische im Meer erschrecken. Daneben haben die Japaner zu Lande Sieg auf Sieg erfochten. Sie nehmen unter fürchterlichen Verlusten die gräßlichsten Befestigungen, wie z. B. am 1. Mai beim Uebergang über den Jalufluß oder der Eroberung von Kintschau. Mit Port Arthur wird's gehn wie 1870 mit Metz: es muß kapitulieren. Und dann? Einstweilen zwar schieben die Russen auf ihrer langen, schlecht gebauten Bahnlinie Heer um Heer nach dem fernen Ostasien, Das ist aber auch keine ganz gemütliche Reise. Sie dauert sehr lange, mit Kavallerie ein halbes Jahr.



Die Kerle gingen drauf wie Blücher, wie ein Schwarm ergrimmter Hornisse auf den Bären.

und man muß über den gefrorenen Baikalsee marschieren, der so groß ist wie Baden und Württemberg zusammen. Dabei herrschen im Winter dort 30—40 Grad Kälte! Nun denke man sich noch, wie die armen russischen Soldaten verpflegt werden mögen, da doch in Rußland bekanntlich alle Herren stehlen wie die Ratzen! Was mögen die Lieferanten den Soldaten für Schuhwerk geliefert haben, was für Brot, Fleisch u. s. w. In den Mehlsäcken, welche in den großen russischen Lagerhäusern aufgespeichert sind, soll sich allerdings Mehl befinden, aber Sägmehl. Das gibt rauhes Brot. Oftmals bricht das Eis des Baikalsees, wenn die gräßlichen Stürme gehen. Dann sinken ganze Bataillone ins Eiswasser. Wieviel mögen auf dem Marsche erfrieren? Da ist es begreiflich, daß Tausende junger finnischer Bauern aus dem Land flüchten, um nicht einrücken zu müssen. Lieber das Hemd als die Haut. Aus ganzen Garnisonen hat sich kein einziger Freiwilliger gemeldet. Und dann kommt erst noch die Hauptfrage: Hat Rußland Geld, um

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

den Krieg lange auszuhalten? Das Reich soll jährlich 600—700 Millionen allein an Zinsen für seine Schulden bezahlen und ist dabei ganz auf den Ertrag der Ernten angewiesen. Nun aber war die letzte Ernte flau. Schon im Herbste mußten die Bauern das Vieh verkaufen, weil sie kein Futter mehr hatten. Dazu gärt's unter den Fabrikarbeitern weiter. Im letzten Sommer gab's in Südrußland ganze Aufstände. Fabriken wurden zerstört, Direktoren ermordet, bei den Straßenkämpfen Hunderte erschossen, ganze Städte angezündet, die Petroleumbohrtürme in Brand gesteckt. Als das Militär einmal schießen sollte, sprang ein Offizier vor die Front und rief: „Ein Lump, wer auf seine Brüder schießt." Was will daraus werden? Japan hat zwar auch nicht viel Mammon, aber hinter ihm steht der Engländer mit seinem großen Geldbeutel. Und hinter den Russen stehen nur die jammernden und drohenden Gläubiger. Die russischen Generale und Admirale nehmen zwar wundertätige Heiligenbilder mit in den Krieg, aber die haben kein Geld. So kann's kommen, daß Rußland die Segel streichen muß, weil kein Wind mehr drin ist. Und dann? Dann ist Rußland bankerott, dann schlagt die Hände über dem Kopf zusammen, ihr russischen Gläubiger, dann ist euer Geld dahin. Das werden die Franzosen wohl erleben, und es geschieht ihnen recht. Aber die ganze Sache hat eine große Bedeutung für Europa. Zum erstenmal wagt eine heidnische asiatische Macht, und zwar mit siegreichem Erfolge, einer europäischen Macht entgegenzutreten. Da werden die andern Asiaten auch aufwachen. Und wenn sie aufstehen gegen uns, die unzählbaren Hunderte von Millionen? Wenn Japan sie führt? Dann geht's uns schlecht. Und eine große Bedeutung hat dieser Krieg besonders für uns Deutsche. Erstens sollen wir uns schämen, daß wir bisher gekatzenbuckelt haben vor dem brutalen Rußland, das für uns nur Fußtritte hatte. Da sind die Japaner andre Kerle. Zweitens aber sollen wir uns jetzt erst recht in acht nehmen vor England. Bisher mußte England sich vor Rußland fürchten und uns als stille Genossen der gleichen Gefahr respektieren. Das könnte jetzt wegfallen und wir sehen schon, daß England offen zu unsern Todfeinden, den Franzosen, übergeht.

Also, ihr Deutschen, haltet mehr als je das Pulver trocken, das Schwert geschliffen, und seid vernünftig und einig! Vertraut auf Gott und auf die eigne Kraft, so wird's gut gehen, wie es schon so manchmal ging, wenn wir einig waren, ob auch der Himmel sich dunkel verhängte. Nun lebet wohl, und möge Euch der Hinkende das nächste Mal Gutes berichten können!

Das Dampferunglück von New York am 15. Juni 1904.

Schon hatte der Hinkende die Feder weggelegt, da mußte er sie wieder ergreifen und traurigen Herzens weiter schreiben. An einem schönen Juni-tag machte die deutsche Gemeinde zu St. Markus in New York, Männer, Weiber, Kinder, einen fröhlichen Ausflug zu Schiff auf dem gewaltigen Dampfer General Slocum. Da erscholl mitten auf dem Wasser der entsetzliche Ruf: Feuer! Schwarz quollen schon die Rauchwolken aus dem unteren Küchenraume, eine glühende Hitze mit sich bringend. Tausend schreckensbleiche, heulende Kinder an Bord! Wo ist die Löschvorrichtung? Sie war in Unordnung, der Schlauch platzte sofort. Rettungsgürtel her! Sie sanken wie Blei im Wasser unter. Die Rettungsboote! Sie waren mit Drahtseilen angebunden. Die sind ja billiger als Hanftaue! Wo ist die Schiffsmannschaft? Sie arbeitete, Frauen und Kinder niederstoßend, an ihrer eigenen Rettung. Warum fährt der Kapitän nicht ans Ufer? Er weiß es selbst nicht. Alles taugt nichts. Hunderte von Menschen, kleine und große, springen, schon angebrannt, mit feurigen Kleidern ins Wasser, kommen an die Schiffsräder, werden von diesen im Radraum zermalmt oder sinken gleich unter. Kinder geben ihr Spielzeug, ihre Bleisoldaten, Holzpferdchen, auch im Sterbenskampf nicht aus der Hand. Mütter pressen ihre Kleinen, zwei, drei, an sich und sinken, fest von ihren Ärmchen umschlungen, in den Tod. Einzelne Frauen retten mehrere Kinder durch Schwimmen, Polizisten wagen vom Ufer aus bei der gleichen Arbeit mehrmals ihr Leben. Wackere Menschen! Aber über 1200 Personen sind verbrannt oder ertrunken, oft ganze Familien miteinander. Viele Schulklassen stehen leer. — So etwas Entsetzliches ist wohl noch nie einer deutschen Gemeinde in Amerika, und nur ihr allein, zugestoßen. Muß man aber auch tausend Kinder einem amerikanischen Flußdampfer anvertrauen? Kennt man nicht den Leichtsinn und die Profitwut amerikanischer Aktiengesellschaften, die Nachlässigkeit der Behörden, welchen die Aufsicht obliegt, die Schlaffheit amerikanischer Gesetze?

Es ist geschehen. Gott hat es zugelassen. Ihr armen, armen Deutschen New Yorks, beugt Euch unter seine allmächtige Hand. Weinet, aber verzweifelt nicht!

Der zufriedene Thoms.

Ich bin nicht reich, doch leid' ich nicht Not;
Ich arbeit' frisch weg, und habe mein Brot;
Gesundheit und Kraft und fröhlichen Sinn —
Das hab' ich, seitdem ich auf Erden bin.
Was recht ist, das tu' ich, und glaub' dabei fest,
Daß einen der liebe Gott nimmer verläßt.
Mein Häusel ist eng, mein Gärtel ist klein;
Doch braucht man wohl viel, um glücklich zu sein? —
Gar brav ist der Nachbar, wie alle Welt meint,
Und dieser mein Nachbar ist auch mein Freund.
Sonst hab' ich ein Maderl, so sanft und so gut,
Dann hab' ich ein Büberl, voll Herz und voll Mut;
Auch hab' ich ein Weiberl, das liebt mich gar sehr;
Und hat man das alles — was braucht man noch mehr.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe